Die Friedensteller.

Humoreske von Ernst Friedrich.

Sie wollen heirathen, junger Freund? Heda! haben Sie keine alte Tante? Eine unverheirathete, alte Tante meine ich. Ich nehme an, Sie haben keine, sonst müßte ich Ihren Schritt als Tollkühnheit bezeichnen. Freilich, was weiß ein ahnungsloser Jüngling von den Schrecken, die solch ein gutmüthiges altes Tantchen über eine junge Ehe zu bringen vermag! Man fürchtet nur die Schwiegermutter. Pah! Ich sage Ihnen, alle die schlechten Schwiegermutterwitze sind leere Junggesellenphantasien, graue Theorien: denn wo würde ein sachverständiger Schwiegersohn den Muth hernehmen, sich in solchen Witzen zu ergehen, wenn die Schwiegermütter wirklich so schrecklich wären, wie man sie schildert. Jede Schwiegermutter hat selber die Ehe durchgekostet und steht daher mitten in der Praxis: es läßt sich mit ihr reden, und sie verlangt wenigstens nicht das Unmögliche.

Aber ich bitte Sie, eine alte Tante, die den Ehestand nur in der idealen Beleuchtung sieht, welche ihre mit den Jahren wachsende Mädchensehnsucht ihm verlieh, — wie wollen Sie von einer solchen irgendwelches praktische Verständniß erwarten?

Eine Erbtante? wenden Sie ein. Natürlich! was denn? Eben eine Erbtante meinte ich ja: Das ist noch das Allerschlimmste an der Geschichte, wenn es eine Erbtante ist: machen Sie sich doch keine Hoffnung, Sie könnten sie jemals beerben. Ich bin viel zu zartfühlend, um Sie direkt aufs Gewissen zu fragen, ob Sie ein derartiges Möbel in Ihrer Verwandtschaft besitzen. Aber ich warne Sie: sollten Sie wirklich eine ledige Erbtante haben, so suchen Sie dieselbe wenigstens mit allen Mitteln dahin zu bringen, daß sie Ihnen kein Hochzeitsgeschenk macht. Denn was wird sie Ihnen schenken? Etwas das ihren Idealbegriffen einer glücklichen Ehe entspricht, ein wahres Nessusgewand für die Ehegatten, oder — um ganz aufrichtig zu sein, — ich fürchte sehr, diese Ihre Tante könnte Ihnen Friedensteller schenken.

Friedensteller! Nehmen Sie nur an, Friedensteller! Haben Sie schon so etwas gehört? Ich glaube gern, daß Ihnen das ein völlig unbekannter Begriff ist: möchte er es stets für Sie bleiben! Aber damit Sie nicht blindlings in Ihr Verderben rennen, will ich Ihnen zur Warnung die Geschichte unserer Friedensteller erzählen.

Ich hatte eine gute, alte Tante. Schon ihr Name hatte etwas Einschmeichelndes: Tante Eulalia das heißt ja „Die Wohlredende." Sie war unvermählt geblieben, aber wahrlich nicht aus Männerhaß — es war eben ihr Schicksal! Hätte sie ihre großen Reichthümer schon früher besessen, so hätte ihr Aeußeres gewiß die Feier nicht abgeschreckt; aber sie lebte in bescheidenen Umständen, bis ihr in einem Alter von nahezu sechzig Jahren die reiche Erbschaft zufiel.

Ich selbst besitze ja ein stattliches Rittergut, und darf mich daher mit Recht zu der nothleidenden Landwirthschaft zählen; aber dreimal so groß und viermal so viel werth ist das benachbarte Gut, das Tante Eulalia erbte, dazu kam eine bedeutende Summe baaren Geldes, was mir stets gefehlt hat.

Da ich außer einem entfernten Vetter, der nicht in Betracht kam, und überdies ein unausstehlicher Mensch war, Tante Eulalias einziger Verwandter zu sein das Vergnügen hatte, war Aussicht vorhanden, daß nach ihrem Tode die beiden Güter, wie vor Zeiten, wieder ein einziges bilden würden.

Offen gestanden, hatte ich mich nie groß um die Tante bekümmert. Es gab sich aber ganz von selbst, daß sich ein lebhafter Verkehr zwischen uns anbahnte, als sie meine Nachbarin — und Erbtante wurde. Es war dies gerade um die Zeit, da ich mich verlobte, und mein erster Besuch bei Tante Eulalia, den ich mit meiner reizenden Braut ausführte, gewann uns beiden ihr Herz. Seit die gute Tante selber auf das Eheglück verzichtete hatte, konnte sie neidlos sehen, wenn sich junge Männer mit jungen Mädchen verlobten. Ihr besonderer Haß galt eben prinzipiellen Junggesellen, denen sie die Hauptschuld an ihrem Sitzenbleiben beimaß. Meine Braut, deren einzige Mitgift Schönheit und Liebenswürdigkeit waren, verstand es sehr gut mit Tantchen, wußte sie doch den Werth einer solchen Verwandtschaft zu schätzen.

Kurz und gut, es ließ sich alles günstig an, denn wir waren ahnungslos und freuten uns sogar auf ein werthvolles Hochzeitsgeschenk von der Tante.

Da kam der ersehnte Hochzeitstag. Mein Bräutchen und ich schwammen, wie die Romanschriftsteller sagen, im Glück. Doch sollte der Tag nicht ganz ungetrübt verlaufen. Jetzt kam nämlich das Hochzeitsgeschenk der Tante.

Tante Eulalia schriftstellerte auf Tod und Leben, und darauf war sie nicht wenig stolz. Freilich schrieb sie nur saft- und kraftlose Romane, deren Helden ihren süßlichen Idealen entsprachen, aber gottlob nicht dem wirklichen Leben. Allein einer Erbtante gegenüber mußte man doch jegliche Rücksicht nehmen, und wie hätten wir der „berühmten" Schriftstellerin Eulalia Anemone, wie sie sich anmuthig nannte, mehr imponiren können, als durch eingehende Kenntniß der Schicksale ihrer Helden und Heldinnen? Somit machten wir uns heldenmüthig mit ihren sämmtlichen Werken bekannt.

Daß sie berühmt war, stand ihr außer Zweifel, war sie doch von einer Zeitschrift sogar zu einer Selbstbiographie angeregt worden. In dieser schilderte sie denn auch mit einer Selbstgefälligkeit, die der ihrer meisten Colleginnen die Wage hielt, den „Kuß der Muse", den sie seit ihrer frühesten Jugend auf ihrer Stirne gefühlt hatte, und der ihrem ganzen Wesen eine ideale Eigenart aufgeprägt habe und dergleichen Blödsinn mehr.

Das alles füge ich bei, um Ihnen zu erklären, wie Tante Eulalia zu ihrem Hochzeitsgeschenk und zu ihrer Rede kam. Es ist nämlich immer noch Hoffnung vorhanden, wenn Sie eine Erbtante haben, die etwa nicht schriftstellern sollte, daß dieselbe ein weniger verhängnißvolles Geschenk für Sie auswählen könnte.

Wir wollten uns eben zum Hochzeitsmahle niederlassen, als Tante Eulalia an ihr Glas klingelte. Denken Sie sich den Schrecken! Die Gäste sind hungrig und nun aller Sitte entgegen, wird vor dem ersten Löffel Suppe bereits die erste Rede gehalten. Na, so was, ich danke! Mit bangen Gesichtern blieb alles stehen und nun begann die berühmte Schriftstellerin eine ihrem Genie entsprechende Ansprache.

Zunächst schilderte sie die Herrlichkeit der echten bräutlichen und ehelichen Liebe. So wenig persönliche Erfahrung sie hierin besaß, muß man ihr es doch lassen, daß sie eine ungewöhnliche Gewandtheit besaß, diese Liebe in den verlockendsten Farben auszumalen. Dies war übrigens nicht zu verwundern, da in all ihren Erzählungen eben dieses Thema mit einer unermüdlichen Regelmäßigkeit und ebenso vollständigen Unkenntniß des wirklichen Lebens wiederkehrte.

Die gespannten und glühenden Gesichter der Brautfräulein spiegelten den großen Eindruck wider, den diese Einleitung auf leicht entzündliche Mädchenherzen machen mußte, die wahrhaftig die Suppe darüber vergaßen.

Nicht so ich: während Tantes begeistertem Getratsche bemerkte ich mit Befremden, daß gerade an meinem und meiner jungen Frau ihrem Platze keine Teller standen. War das Versehen oder Absicht? Ich war nicht gesonnen, von Luft und Liebe zu leben, und meine Sophie, soweit ich sie kannte, ebensowenig.

Nun aber wurde ich aufmerksam, weil Tantchen eben von Tellern zu reden anfing. Sie erzählte, wie sie einmal irgendwo gelesen habe, ein junges Ehepaar habe sich gegenseitig am Hochzeitstage das Versprechen gegeben, so lange aus einem Teller zu essen, bis der erste Streit bei den Contrahenten stattgefunden habe. Diese Ehe sei ohne den geringsten Zwist verlaufen und noch auf dem Todtenbette hätten die Gatten gemeinsam aus ein und demselben Teller gegessen.

Mir kam die Geschichte sehr sonderbar und schwer zu glauben vor. Aber nun folgte Tantes Nutzanwendung: eine solche friedliche Ehe müsse auch die unsrige werden; da es sich aber in den höheren Kreisen, denen wir angehörten, — jenes Paar sei ein einfaches Pfarrerspaar gewesen, — nicht schicke, daß zwei Personen aus einem Teller äßen, schenke sie uns zur Hochzeit zwei Friedensteller, als beständige Mahnung, den ehelichen Frieden zu halten, ohne welchen der Ehestand zur Hölle auf Erden werde. Wir müßten ihr sogleich feierlich versprechen, die Teller nur so lange zu benützen, bis wir uns zum erstenmal gestritten hätten. Sie hoffe aber und habe das Zutrauen hoffe aber und habe das Zutrauen zu unserer Liebe, daß uns diese Teller eine beständige wirksame Mahnung sein würden, die jeden drohenden Streit im Keime erstickte, und sie selbst wolle als Friedensengel diese Eintracht fleißig controlliren und hüten.

Der „Friedensengel" war gut! Ich mußte bei dieser Stelle Tante Eulalia daraufhin betrachten, und konnte kaum ein Lächeln unterdrücken: dieses Gesicht, diese Gestalt — als Friedensengel! Wahrhaftig ein dankbarer Vorwurf für einen modernen Maler; — aber auch nur für einen ganz modernen! Großartig!

Mit lebhaftem Dank, wenn auch mit schlimmen Vorahnungen, nahmen wir unsere Teller in Empfang. Ich konnte mich dabei des Gedankens nicht erwehren: wenn die Teller wenigstens aus Silber oder Gold wären! Aber sie waren aus zerbrechlichem Porzellan! Gewiß eine gefährliche Vorbedeutung für unseren Ehefrieden.

Auf der Hochzeitsreise vergißt man leicht alles Unangenehme, und so hatten auch wir bald die fatalen Teller vergessen, was einige kleine Streitigkeiten bewiesen, die wir uns unterwegs leisteten. Das praktische Leben ist nun einmal keine Romanphantasie von Tante Eulalia, und die wahre Liebe zeigt sich doch wahrhaftig nicht in der charakterlosen Heuchelei einer stets übereinstimmenden Meinung, sondern eben die gelegentlichen Reibungen halten sie warm.

So kam es vor, daß Sophie es für nothwendiger erklärte, Ansichtskarten zu schreiben, während ich behauptete, wir sollten die Natur genießen. Genossen wir aber die Natur, so konnte es ihr einfallen, eine Pinie für eine Cypresse zu erklären, und dabei blieb sie. Das gab natürlich Streit. Später folgte die Versöhnung, wobei zwar jedes auf seiner Meinung beharrte, aber die Vertheidigung derselben aufgab, um wieder die reine Freundlichkeit und Liebe leuchten zu lassen: kurzem es war herrlich!

Als wir nun aber von der Hochzeitsreise heimkehrten, — da standen die Friedensteller. Wie ein stiller Vorwurf standen sie vor uns: wir geriethen in nicht geringe Verlegenheit, hatten wir doch feierlichst versprochen, sie nur so lange zu benützen, als wir keinerlei Streit gehabt hätten; merkte aber Tante Eulalia, daß wir jetzt schon auf den Gebrauch der Teller verzichten mußten, so wäre sie im Stande gewesen, uns zu fluchen und uns zu enterben, weil unsere Ehe ihren Idealen so wenig entsprach. Ihren Fluch hätten wir ja wohl ertragen; die Enterbung wäre aber doch schmerzlich gewesen.

Wir beschlossen daher, die Zeit unserer Hochzeitsreise als eine überhaupt ganz eigenartige Zeit, wo wir überdies die Teller nicht gebraucht hatten, nicht gelten zu lassen, und erst jetzt unsern Ehestand als beginnend zu betrachten.

Tante Eulalia kam, — und sah uns friedlich aus ihren Friedenstellern essen.

Wenn nun einmal wieder eine Meinungsverschiedenheit zwischen uns auftauchte, sagte meist eines von uns: „Halt! denke an die Friedensteller!" und verstimmt kämpften wir die Lust, unsere Meinung zu äußern, nieder.

Aber man kann doch nicht den ganzen Tag und immer nur an Porzellanteller denken! Ja, wenn es noch silberne oder goldene Teller gewesen wären! Aber Porzellan!

Und selbst wenn man daran denkt, und die Teller vor Augen hat, ist es doch rein unmöglich, immer einer Meinung zu sein. Liebe fordert doch vor allem ein offenes Aussehen. In der That fingen die Teller an, uns zu ärgern und nervös zu machen, ja sie drohten uns einander zu entfremden, weil sie uns zwangen, uns im wechselseitigen Verkehr oft anders zu geben, als wir eben waren, und es gerne gethan hätten.

Uebrigens konnte es auch, wie gesagt, in einzelnen Fällen nicht ausbleiben, daß die Friedensteller ihre Wirkung einfach nicht ausübten; denn die augenblickliche Erregung spottet oft aller nüchternen Ueberlegung.

So konnte ich zum Beispiel beim Mittagessen die meiner Ansicht nach harmlose Bemerkung machen: „Liebste, heute ist Dir die Mehlspeise nicht so vorzüglich gelungen, wie sonst." — „Was?" rief Sophie aus, „gerade heute ist sie mir ganz besonders gerathen!" —„Aber Schatz, ich meinte ja nur. . ." — „Da ist gar nichts zu meinen! Wenn Dir meine Kochkunst nicht genügt, kanst Du im Wirthshaus essen." — „Da ist doch keine Rede davon, daß mir Deine Kochkunst nicht genügt, im Gegentheil lobe ich sie ja immer." — „In der That?! Das ist also ein Lob, wenn Du meine Speisen mißrathen nennst." — „So sagte ich nicht!" — „So sagtest Du! Aber natürlich, wenn Du einen genügend geärgert hast, leugnest Du hernach alles ab, und ich muß noch schuld sein. Den ganzen Tag plage und schinde ich mich, koche selber aus Sparsamkeit für Dich — und das ist dann der Dank! Ein Tyrann bist Du, ein gewissenloser, ungerechter". . . — „Sophie, Sophie, die Friedensteller!" — „Natürlich, ich soll wieder an die Friedensteller denken, während Du ungestraft Streit anfängst." — „Ich habe doch nicht angefangen." — „Nun, das ist noch schöner! Also ich habe angefangen." — Ich habe gesagt, die Mehlspeise sei angebrannt, und es sei heute ein ganz miserables Essen." — „Aber Schatz, Du übertreibst!" — „Ich wiederhole ja bloß Deine Worte: wer hat also übertrieben?" Und in diesem Ton ging es eine Weile fort, bis sie in Thränen ausbrach und ich sie tröstete und um Verzeihung bat. Dann beschlossen wir diesen kleinen Zwischenfall angesichts der raschen und gründlichen Auslöschung nicht gelten zu lassen, wie damals die Wortwechsel der Hochzeitsreise, und wir aßen nach wie vor mit annähernd gutem Gewissen aus den Friedenstellern, und Tante Eulalia, der Friedensengel, fand stets alles in schönster Harmonie bei uns. Aber solche harmlose Kleinigkeiten kommen im täglichen Leben des Ehestandes unzähligemale vor, und schließlich mußte eine Katastrophe kommen.

Ja, wären die Teller nur von Gold oder Silber gewesen, — aber Porzellan, zerbrechliches Porzellan!

Eines Tages fand sich wieder ein Anlaß zu einem kleinen Meinungsaustausch. Ich erhielt eine Verlobungsanzeige von Freund Wolfgang.

„Wer ist diese Laura?" fragte Sophie.

„Wolfgangs Braut," erwiderte ich.

„Das sehe ich selber! Aber ich meine, in welchen Beziehungen steht sie zu Dir?"

„Zu mir?! In gar keinen! Ich kenne sie gar nicht."

„Lächerlich! Du kennst sie nicht, und doch schickt sie Dir eine Verlobungsanzeige!"

„Aber ich bitte Dich, Wolfgang schickt mir doch die Anzeige, er, mein bester Freund."

„Leugne doch nicht so einfältig, das Couvert ist an Dich adressirt, und zwar ist die Handschrift offenbar die einer Dame."

„Aber Schatz! wie oft kommt das vor! Machtest Du Dir selber nicht ein Vergnügen daraus, unsere Verlobungsanzeigen nach meinem Diktat zu überschreiben? Da bekam mancher meiner Freunde, der Dich nicht entfernt kannte, eine Schriftprobe von Dir."

„Diese schlaue Ausflucht hilft Dir nichts: ich bin hinter Deine Schliche gekommen; erst letzthin fand ich in Deinen alten Schulheften ein glühendes Liebesgedicht, „Phantasie an Laura" überschrieben."

„Aber Beste, das ist doch von Schiller."

„Von Schiller? Köstlich, wahrhaft köstlich! Der gute Schiller muß doch an allem schuld sein! Du traust mir also zu, daß ich Dir glaube, Schiller habe in Deine Schulhefte hineingesudelt, noch dazu mit Deiner eigenen Handschrift."

„Natürlich habe ich es abgeschrieben."

„Immer besser! Schiller hat das Lied von der Glocke gedichtet und den Kampf mit dem Drachen, aber solch sentimentale Liebeslieder, — nein! Dazu war er nicht fähig! Uebrigens, wozu hättest Du es abgeschrieben?"

„Nun, die Verse gefielen mir."

„So, so, die Verse! Ich will Dir's sagen; die Laura gefiel Dir, die Laura!" und nun folgte eine solch heftige Strafpredigt über mein angebliches Don-Juan-Leben, daß ich schließlich auch in Harnisch gerieth.

Als Sophie anfing, den Kürzeren zu ziehen, fand sie es an der Zeit, mich an die Friedensteller zu mahnen. Das hieß aber Oel ins Feuer gießen: „Was, Friedensteller?!" rief ich entrüstet: „Sollen sie mich immer hindern, meine gerechte Sache auszufechten? Ohne Streit gibt es keinen Frieden! Fort darum mit dem heuchlerischen Porzellan." Damit warf ich Sophie den einen Teller vor die Füße; denn es war gerade Essenszeit und wir standen vor dem gedeckten Tisch. Etwas unsanft auf die Diele fallend, ging der Teller in Scherben.

Sophie war nicht diejenige, die sich eine solche Heftigkeit von ihrem angetrauten Gatten hätte bieten lassen; sie erfaßte den anderen Teller und warf ihn mir nicht vor, sondern auf die Füße, und zwar mit solcher Eleganz, daß ich nicht bloß aufstöhnte, sondern auch der Teller trotz des verhältnißmäßig weicheren Auffallens zerbrach.

Kaum war jedoch die gräßliche That geschehen, so kamen wir zum Bewußtsein ihrer ganzen Tragweite.

Einen Moment stand wir wie erstarrt; dann schlug Sophie die Hände vors Gesicht und rief entsetzt aus: „Was wird Tante Eulalia sagen?"

„Ach was! Die Tante Eulalia! Was kümmere ich mich um die alte sentimentale Närrin: sie ist eine verrückte Romanschreiberin, weiter nichts, und ist mit ihren dummen Friedenstellern schuld an dem ganzen Aerger."

„Aber sie ist doch die Erbtante."

„Erbtante?! o nein! von heut an gewiß nicht mehr", tönte es mit bitterm Hohn von der Thüre her. „Damit ist's aus und zwar für immer. Da also liegen die Trümmer der schönen Friedensteller! Und da steht die heuchlerische Schlangenbrut, die mir so lange ungestraft ihr Spinnengift in die poetischen Adern meiner Augen streute. Aber die Sonne brachte dieses Gewebe an den Tag! So lebet denn wie Hund und Katze, euer Friedensengel verduftet wie die Scherben dieses echten Porzellans." Und damit verduftete sie in der That, die Scherben aber verdufteten nicht.

„Ach! wären sie doch wenigstens von Silber oder Gold gewesen!" seufzte ich; „dann wären sie noch ganz und ich hätte mich nicht zu meinen verhängnißvollen Aeußerungen hinreißen lassen!" — — — —

Ein Gutes hatte übrigens die Sache: mit dem Verduften des „Friedensengels" und dem Zerbrechen der „Friedensteller" schien plötzlich aller Unfriede aus dem Hause gewichen. Wir hatten ja immer glücklich gelebt; aber es war, als sei ein Reiz zum Zank vorhanden, so lange die Teller noch da waren, wie ja Verbot und Hinderniß eben zur Sünde verlocken. Nun wurden die Friedensteller nicht mehr genannt; aber es war, als umschwebe uns der Geist ihrer Scherben und ersticke jeden kleinlichen Streit im Keime.

Das vermehrte Glück und der stille Frieden in unserer Ehe ist gewiß mehr werth als die reiche Erbschaft, die uns entging. Muß ich mich auch unendlich plagen, so ist doch ein arbeitsames Leben meine Lust, und wir haben immer unser Auskommen.

Tante Eulalias Rache war aber wirklich raffinirt: Vetter Emil wurde ihr Universalerbe, ein Mensch, den ich von jeher nicht ausstehen konnte! Als nächster Nachbar chikanirt er mich nun, wo er kann. Nun! das ist mir jetzt einerlei, und ich habe mich daran gewöhnt, sein impertinentes Gesicht über die Grenzsteine herüberlächeln zu sehen.

Aber da sehen Sie hinaus: auf Schritt und Tritt verfolgen uns die Friedensteller. Sie müssen selber sagen, die Bedachung jener beiden Pavillons, die der liebenswürdige Nachbar auf dem Hügel errichten ließ, der meinen ganzen Gütercomplex beherrscht, gleicht so vollkommen zwei Porzellantellern, daß die Absicht klar wäre auch ohne die Inschrift, die über den Pforten dieser chinesischen Porzellanthürme steht und welche lautet: „Zum ewigen Andenken an die segenstiftenden Friedensteller."

Meine Kinder sind Emils Erben, daran kann er infolge der Familiengesetze nichts ändern: so lange noch Sprossen der Familie leben, darf das Gut in keine fremden Hände fallen; und Emil ist kinderlos. Seine Friedensteller ärgern mich auch schon lange nicht mehr. Dennoch, junger Mann, wenn Sie eine Erbtante haben, und dafür spricht das ungetheilte Interesse, das sie meiner Erzählung entgegenbrachten, so beugen Sie vor, damit, wenn durchaus etwas geschenkt werden muß, sie Ihnen alles mögliche schenke, — nur keine Friedensteller!"

— Immer im Beruf. „Du bist mit Deiner Heirath also ganz zufrieden?" Theaterdirector: „Ja, denn sie ist ein Lustspiel mit schönem Kassenerfolg."

— Boshaft. Fräulein: „Auf dem gestrigen Balle bin ich im Ganzen nur viermal sitzen geblieben!" Freundin: „So, war denn so häufig Damenwahl?"

Aberglaube in der Kinderstube.

Kulturhistorische Skizze.

Wohl zu keiner anderen Zeit sind die Verfehlungen gegen die Gesundheit des Menschen von so schwerwiegender Art, wie in den Tagen frühester Kindheit, da unser Körper noch für alle Eindrücke so überaus empfänglich und seine Widerstandsfähigkeit die denkbar geringste ist. Und doch wird gerade in der Kindheit am meisten gegen Körper und Seele gesündigt durch den schier unausrottbaren Aberglauben der Eltern hinsichtlich dessen, was dem Kinde frommt oder schadet. Wenn Ploß, der als Arzt und Ethnologe gleichbedeutend ist, wirklich recht hat mit seinem Wort: „Die Völker, die sich noch immer solcher Mittel mit Vertrauen bedienen, stehen in pathologischer und therapeutischer Hinsicht auf derselben Culturstufe wie die Urvölker mit ihrer primitivsten Heilkunde", so wäre das gerade für uns recht betrübend. Denn in der deutschen Kinderstube ist der Aberglaube daheim wie in kaum einer anderen. Das wird uns eine Betrachtung der hergebrachten Bräuche bei der Pflege und Erziehung des deutschen Kindes zeigen.

Schon unmittelbar nach der Geburt ist das Kind in gewissem Sinne seines Glückes Schmied. Denn nichts ist für sein künftiges Schicksal von wesentlicherer Bedeutung als der Umstand, daß es mit einer sogenannten „Glückshaube" oder „Wasserhaube" auf dem Kopf geboren wird. Wer diese seine Glückshaube als Amulett getrocknet in einem Beutelchen bei sich trägt, wird als Bursch bei den Mädchen sein Glück machen, wird sich (in Hessen) bei der Stellung zum Militärdienst freilosen und ist vor Allem gegen das Ertrinken gefeit. Diese letzte Anschauung theilt mit uns namentlich auch das stammverwandte Volk der Briten, und in englischen Zeitungen werden von Seeleuten noch heute Glückshauben öffentlich zu hohem Preise gesucht und angeboten! Wer erinnert sich nicht der köstlichen Glückshauben-Lotterie, die Dickens uns im „David Copperfield" schildert? „Soviel ich mich erinnern kann," erzählt der Held des Romans, „gewann die Haube eine alte Dame mit einem Handkörbchen, die das festgesetzte Geld in lauter Dreierstücken sehr zögernd hervorholte. Eine Thatsache, der man sich in jener Gegend noch lange erinnern wird, ist, daß sie nicht ertrank, sondern im 92. Lebensjahre selig in ihrem Bette verblich. Bis zu ihrem letzten Athemzuge war sie besonders darauf stolz, daß sie nie in ihrem ganzen Leben auf dem Wasser gewesen, außer, wenn sie über eine Brücke ging, und sie konnte sich gar nicht genug entrüsten über die Seeleute, die sich auf dem Meere herumtrieben."

Kinder, die mit einer bläulichen Ader auf der Stirn das Licht oder (wie Multatuli will) das Dunkel der Welt erblicken, sind des Todes, bevor sie noch zwei Jahre alt werden. Auch wenn sie mit langem Haar geboren werden, müssen sie (in Böhmen) wieder früh aus diesem irdischen Jammerthal. Wohl aber denen, die bei der Geburt zwei Haarwirbel auf dem Kopf haben, das sind Glückskinder; sie finden viel oder — ertrinken (Thüringen). In der Altmark wird der Knabe vor dem ersten Bad auf ein Pferd gesetzt, das Mädchen muß buttern, ein Brauch, der für die künftige Tüchtigkeit der Erdenbürger von der größten Bedeutung ist. Denn später kann der Knabe (in Mecklenburg) so Pferde heilen, indem er sie blos reitet.

Sehr zu achten ist darauf, daß das Kind um Gottes willen nicht von Uebelgesinnten „beschrieen" oder gar mit einem „bösen Blick" bedroht werde. Sagt z. B. Jemand: „Ach, ist das ein hübsches Kind", so ist's mit dem ärmsten bald vorbei, selbst wenn es bei jener Aeußerung gar nicht zugegen war. Durch sauren oder salzigen Stirnschweiß verräth sich (in Franken und Thüringen), daß das Kind beschrieen ist. Ganz sicher aber erfährt man das, wenn eine alte Frau, ohne Jemand zu grüßen, drei Kohlen des Morgens in den Brunnen wirft: sinken diese unter, so ist ein Unglück geschehen. Glücklicherweise gibt's aber auch Mittel dagegen. Es genügt, bei solcher Aeußerung dreimal unter den Tisch zu klopfen und dreimal auszuspeien. Noch besser ist es, das Kind mit dem Wasser der Kohlengrube zu besprengen und dabei zu sprechen:

Bistu ein Weib,
Fall's auf Deinen Leib.
Bistu eine Maid,
Fall's auf Deine Haid (Haupt).
Bistu ein Knecht,
Geschieht Dir eben recht.

Am zweckmäßigsten sind, wenn man so sagen darf, prophylaktische Mittel. Ein blauwollenes Bändchen in's Bett gelegt, oder ein rothes Bändchen um's rechte Handgelenk gebunden, beugt allemal den üblen Wirkungen des bösen Blickes und Beschreiens vor. Sehr vortheilhaft ist es auch, in die Wiege eine Scheere oder ein Messer zu legen (Preußen, Bayern) — vorausgesetzt, daß das Kind sich damit nicht sticht.

Ein neugeborenes Kind darf man beileibe nicht — wie die unverständigen Aerzte es wünschen — messen oder wiegen. Sonst wächst es nämlich nicht mehr und wird niemals zu anständigem Embonpoint gelangen.

Sehr wichtig ist das erste Bad. Badet man es am Mittwoch und das Kind ist ein Schwab', so hilft ihm nichts, es muß sterben. Ist es aber bei Potsdam zu Hause, dann darf man um Gottes willen das Badewasser nicht bei Sonnenschein ausgießen: Das arme Kind wird die Sommersprossen nie wieder los.

Vor der Geburt des Kindes für die Wiege sorgen, heißt es sicherem Tode (in Oldenburg) überliefern. Auch das Schaukeln der leeren Wiege hat in Brandenburg, Schlesien, Franken u. s. w. den gleichen Erfolg. In Mecklenburg und auf Rügen raubt es ihm aber nur den Schlaf. In der Mark muß das Kind sterben, wenn im ersten Jahre das Stroh der Wiege aufgeschüttelt wird, und wenn in der Gegend von Halle das Kinderbett in der gleichen Zeitperiode aufgedeckt wird — was doch aus verschiedenen Gründen gelegentlich ganz wünschenswerth wäre — deckt man dem Kinde damit auch das Grab auf.

Kann das Kind nicht schlafen, so hat gewiß Jemand die Stube betreten, ohne sich hernach zu setzen, und so dem Würmchen „die Ruhe genommen". Ein probates Mittel gegen solche Schlaflosigkeit ist (im Vogtland), daß man den Stubenschmutz kreuzweise in die Mitte des Zimmers zusammenkehrt und den Kehricht unter das Kopfkissen des Kindes thut!

Mancherlei Dinge vermögen das Wachsthum der jungen Erdenbürger zu hemmen. Vor Allem darf man nicht über das Kind hinwegschreiten oder es gar sich durch die Beine kriechen lassen. Das einzige Gegenmittel ist zurückschreiten, zurückkriechen. Auch aus dem Fenster darf man das Kind nicht reichen, ohne es sich zurückreichen zu lassen, und ist das Unglückliche gar Brandenburger oder Schlesier, so lernt es — auch ein Beitrag zur Lehre vom geborenen Verbrecher — stehlen! Alle Achtung muß man vor den Kindern in Bayern und der Lausitz haben: die pfiffigen Dinger wachsen einfach nicht mehr, wenn man sie mit der Ruthe schlägt!

Wie viele bedeutsame Regeln sind nun gar erst bei den Krankheiten der Kinder zu beobachten! Ein dickbauchiges Buch ließe sich darüber schreiben.

Vor Allem thut es noth, zu wissen, daß Krankheit einfach das Werk eines bösen Dämons ist und dagegen hilft am besten das Besprechen, wie es am heilkräftigsten von Schäfern, Schmieden, Scharfrichtern und Sonntagskindern vorgenommen wird. Soll die Zauberformel aber helfen, so muß die Beschwörung unbeschrieen bleiben. Diese Formeln sind uralt, und ihr heidnisch-mythologischer Ursprung, wie denn in all diesen abergläubischen Gebräuchen ein gut Stück heidnisch-deutscher Mythologie steckt, verräth sich gewöhnlich beim ersten Wort. Ein derartiger Zauberspruch, in dem Katze und Hund eine Rolle spielen, lautet:

Der Diva und der Doda
Und der schwarze Koda
Und der schwarze Hund
Machen's Wehweh wieder gesund.

Kinder, die an Abzehrung leiden, werden in Oldenburg durch ein Bündel rohes Garn gesteckt und bekommen etwas „Erbsilber" ein. Die geneigte Leserin weiß gewiß nicht, was dies für ein Medikament ist; nun, man erhält es durch Abschaben von altem, in der Familie vererbtem Silbergeräth. Diese kostbare Arzenei darf aber nicht auf der Messerspitze eingegeben werden, sonst bekommt das Kind obendrein noch Magenschmerzen.

Gegen englische Krankheit hilft in Ostpreußen gepulverter Hahnmagen in Rothwein; wer noch ein übriges thun will, trage das Kind dreimal um die Kirche und hauche dabei jedesmal durchs Schlüsselloch. Auch das Durchheben durch einen Brunnenspalt soll gegen die Krankheit sehr wirksam sein.

Hat das Kind Schwämmchen, so bindet man ihm in Bayern einen lebenden jungen Frosch über den geöffneten Mund, worauf aller Krankheitsstoff in den Frosch übergeht.

Wenn die Kinder schwer zahnen, hilft ein Korallenhalsband, Päoniensamen oder eine Elephantenlaus, die sich übrigens bei näherem Besehen als harmlose Nuß entpuppt. In Thüringen bewährt sich eine mit den Zähnen abgebissene (!) Maulwurfspfote, in Schwaben ein ebenso erhaltener Mauskopf besser. Uebrigens spielt die Maus beim Zahnwechsel eine bedeutsame Rolle. In ganz Deutschland werfen die Kinder dem Mäuschen den Zahn hin, wobei sie sprechen:

Mäuschen, da hast Du 'n knöch'rnen Zahn,
Gieb mir einen stahleisernen dann.

Soll die Maus sich aber hilfreich erweisen, so muß der Zahn über den Kopf weg hinter den Ofen geworfen werden.

Ein paar pädagogische Regeln mögen hier noch Platz finden. Wenn man in Königsberg ein Kind kitzelt, lernt es stottern, und schlägt man es in Schlesien auf den Mund, so weigert es sich einfach, sprechen zu lernen. Auch der Genuß von Fischfleisch macht Kinder stumm. Früh und gut sprechen lernt ein Kind, wenn man ihm von eigenem Badewasser zu trinken gibt oder (in katholischen Gegenden) ihm nach der Beichte nüchtern in den Mund haucht. Wünschen die Eltern, daß ihr Kind einmal recht klug werde — und welche Eltern wünschen das wohl nicht! — so braucht man den Kleinen nur gleich nach der Geburt ein Stück beschriebenen Papiers in die Hand zu geben. In der bayerischen Pfalz hilft gegen jenes, wie man aus unseren Ausführungen sieht, nur zu verbreitete Leiden, gegen das bekanntlich selbst Götter vergebens kämpfen, gekochtes Starherz. Nur flicke man ja nicht etwa einmal dem Kinde das Kleid auf dem Leibe, man verflickt ihm sonst unweigerlich den Verstand.

Eine Kritik all dieser wunderthätigen Regeln erübrigt sich wohl.

— Bitter: „Wie haben Sie es denn nur angefangen, so schnell durch das Gedränge zu kommen? Ich mußte über eine Stunde warten." „Ich habe die Cigarre geraucht, die Sie mir gestern geschenkt haben."

Rothe Nasen.

Mit der rauhen Jahreszeit mehrt sich auch wieder bei Damen die Klage über rothe Nasen und manche gefallsüchtige Schöne wird jetzt zu einer wahren Plage für ihren Arzt, der natürlich nicht in der Lage ist, mit der erwünschten Schnelligkeit Schäden auszugleichen, welche eine langjährige Unvernunft veranlaßt hat. Denn eine solche ist die ursprünglich orientalische keusche Sitte des Schleiers bei uns geworden, und wenn unsere Frauen durch das vollkommen zwecklose Tragen eines Schleiers die Gesichtshaut verweichlicht haben, mögen sie sich auch nicht wundern, wenn bei kälterem, windigem Wetter, besonders bei kaltem Regen und Schnee, die den Schleier durchnässen, die Haut auf Wangen und Lippen springt, und die Nase als unerfreuliches Thermometer sich röthet. Aber auch direkt ernste Erkrankungen kann ein Schleier veranlassen, und so manche schwere Gesichtsrose ist allein darauf zurückzuführen gewesen, daß beim Färben des Schleiers schädliche Stoffe Verwendung gefunden hatten. Ganz thöricht ist es schließlich, wenn als Schleier nicht nur gleichmaschiges dünnes Gewebe benutzt wird, sondern wenn man dazu mit Arabesken verzierte oder mit Tüpfelchen versehenen Mull wählt. Durch diese Beeinträchtigung seines Seefeldes kann das Auge ernstlich Schaden nehmen, und gilt das vor Allem für die in der Entwicklung begriffenen Mädchen, die sich auf eine solche Weise leicht das Schielen oder wenigstens den sogenannten „falschen Blick" angewöhnen. Wir brauchen weder im Sommer noch im Winter einen Schleier, dessen angebliche Verhütung von Halskrankheiten mindestens eine zweifelhafte ist, und wer ohne Scheu sein Gesicht jeder Witterung aussetzt, wird zum Lohn dafür die schönsten und reinsten Gesichtsfarben aufzuweisen haben, weil die Hautgefäße nicht ihre zusammenziehende und erweiternde Kraft verloren haben, und damit der Haut die Anpassungsfähigkeit an jede Witterung erhalten worden ist. Blasse, welke Gesichter, spröde Haut und rothe Nasen rühren oft nur von dem gewohnheitsmäßigen Gebrauch eines Schleiers her, den deshalb unsere Damen möglichst bald in ihrem eigenen Interesse aus der Liste ihrer Toiletteartikel streichen sollten.

Tauschheirathen.

Unter der seßhaften Bauernbevölkerung Westfalens und eines Theils von Hannover sind Tauschheirathen von alten Zeiten her noch heute in Brauch. „In de Tuschke feiern" — diese Parole hat auf dem platten Lande noch immer ihren Reiz und die Ehestifter wissen es sich zur ganz besonderen Ehre anzurechnen, derartige Heirathen zu Stande zu bringen. Ohne Vermittelung treten sie auch selten in die Erscheinung. Meistens sind es Verwandte und Nachbarn, welche die Tauschheirath zu Wege zu bringen suchen. Sind auf einem Hofe zwei heirathsfähige Schwestern, oder zwei Brüder, oder Bruder und Schwester, die ungefähr in demselben Lebensalter stehen, vorhanden und findet sich auf einem anderen Hofe ein hierzu passendes Geschwisterpaar, so wird versucht, diese vier Personen zu zwei Ehen zu vereinigen. Ganz selten kommen auch Tauschheirathen zu drei Paaren vor. Gewöhnlich wird die Tauschheirath so abgewickelt, daß die jüngsten der Geschwister im Elternhause verbleiben, während die älteren auf den anderen Hof ziehen. So kommt es dann oft vor, daß das jüngere Mädchen den älteren Mann, oder der jüngere Mann das ältere Mädchen heirathet. Nicht selten hat sich eines der Paare in Liebe gefunden. Das andere schließt dann, um dem eingebürgerten Begriff der Tauschheirath Geltung zu verschaffen und die offenkundigen Vortheile derselben zu genießen, eine Vernunftehe, die oft harmonischer verläuft, als die Liebesheirath der Geschwister. Sind die finanziellen Verhältnisse auf den beiden in Betracht kommenden Höfen annähernd gleich, gestaltet sich die geschäftliche Seite der Tauschheirath sehr einfach. Es werden dann nur zwei gleiche Aussteuern bestellt, während im Uebrigen Land- oder Kapitalsübertragungen nicht stattfinden. Gewöhnlich finden die Tauschheirathen an ein und demselben Tage statt. Zusammen gehen die beiden Paare zum Standesbeamten, treten zusammen vor den Altar, und auf einem der Höfe wird gemeinsam die Doppelhochzeit gefeiert. So ordnet oft ein einziger Tag für sämmtliche Kinder zweier Familien das Schicksal der Zukunft durch einen feierlichen Akt.

Feines Kraut.

Schusterjunge: „Det is heut n Jlückstag." — Freund: „Wieso denn?" — Schusterjunge (rauchend): „Vorhin Gardecavalleriedivisionscommandeurhavanstummel jefunden."

— Alle Achtung. Junge Frau (zu ihrem Gatten): „Siehst Du, Fritz, den Sauerkohl hab' ich ganz allein aufgewärmt."

— Unvermeidlich. „In der Meier'schen Ehe geht es auch recht stürmisch zu!" — „Kein Wunder, die haben sich auf dem Wetterhorn kennen gelernt."

— Modernisirtes Sprichwort. „Warum bist De so vergnügt, Jainkeff?" — „Weil ich hab' durchgesetzt ä sechsmonatliches Ziel auf meine Wechsel an den Pineles in Tarnow, was hat gegeb'n noch kein Mensch'n ä längeres wie vier Monate. Jach hab' ihm aber geschrieben so viele Briefe, bis er endlich hat gesagt ja." — „Gott, was hast De vor ä Glück! Kann man seh'n, daß „Beharrlichkeit führt zum sechsmonatlichen Ziel"!"